

Der Kirchentag in Hannover

Der 13. Deutsche Evangelische Kirchentag in Hannover (21.–25. 6.) stand seit den Tagen der Vorbereitung im Zeichen der Auseinandersetzungen um Bibel und Bekenntnis. Sie nahmen in den letzten Jahren immer schärfere Formen an und sind inzwischen zum wohl schwerstwiegenden Problem des deutschen Protestantismus geworden. In der Entstehungsgeschichte dieser Auseinandersetzungen spielten die Kirchentage selbst eine nicht unwesentliche Rolle. So hatte der letzte Kirchentag in Köln (1965) mit seinem Versuch, den Fragen der modernen, säkularen Welt mehr Raum zu geben, zahlreiche kritische Stimmen auf den Plan gerufen. Vor allem Dorothee Sölles provozierende These von der „Kirche außerhalb der Kirche“ ließ viele fragen, ob hier nicht der Kirchentag die vom Evangelium gesetzten Grenzen überschritten habe¹.

Die Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“, in der sich im Frühjahr 1966 der Widerspruch gegen die angeblichen „neurationalistischen Irrlehren“ der modernen Theologie organisierte, beobachtete die Pläne für den Hannoverschen Kirchentag mit Unbehagen. Als auf der Rednerliste Namen wie Ernst Käsemann (Tübingen), Willi Marxsen (Münster) und Heinz Zahrnt (Hamburg) auftauchten, wurden Argwohn und Unbehagen zum förmlichen Protest: In ihren Aussagen über so zentrale christliche Wahrheiten wie die Gottheit Christi oder seine Auferstehung stehe die Lehre dieser Theologen im Gegensatz zu Schrift und Bekenntnis. Solche Referenten könnten auf einem Kirchentag nur Verwirrung stiften. Man verlangte kategorisch, sie müßten durch „positive“ Theologen ersetzt werden.

Der Kirchentag konnte den Forderungen schwerlich stattgeben, da er sich als „Forum“ und „Selbstdarstellung“ des deutschen Protestantismus versteht. Zwar verzichtete die

Bekenntnisbewegung auf die anfänglich angedrohte Gegenveranstaltung; doch blieb sie bei ihrer Absage und forderte ihre Anhänger auf, dem Kirchentag fernzubleiben. Professor Walter Künneth (Erlangen), ihr führender Theologe, lehnte die Einladung zur Teilnahme an der Diskussion ab. Bei einer Podiumsdiskussion mit sechs oder sieben Teilnehmern, so erklärte er im „Rheinischen Merkur“, werde kein Raum geboten, „die eigene Position in Auseinandersetzung mit den anderen Meinungen unmißverständlich darzulegen“.

Die Kirchentagslosung „Der Friede ist unter uns“ gewann unter diesen Vorzeichen eine eminent innerkirchliche Bedeutung. Konnte man in Hannover über den Differenzen zur Einheit finden? Oder würde die „tiefe theologische Krise“, von der ein so ernsthafter Theologe wie Künneth wenige Tage zuvor sprach, nun endgültig ausbrechen und die „innere Spaltung“ auch zur äußeren führen? Und was sollte geschehen, wenn der Aufruf zum Boykott Gehör fände und die Redner halb leere Säle vor sich sähen?

Gewiß hatte man sich ein weiteres Ziel gesteckt als nur die Klärung theologischer und innerkirchlicher Probleme. Die Themen und Referate der Arbeitsgruppe „Politik“, die Vorlesungsreihe über den Frieden und nicht zuletzt der bedeutende Vortrag Friedrich von Weizsäckers „Frieden und Wahrheit“ hatten Gewicht genug, um die Weltverantwortung des Kirchentags überzeugend darzutun. Doch war dem Einsichtigen klar, daß man hier die Hoffnungen nicht zu hoch ansetzen durfte. Resolutionen oder Aufrufe widersprechen dem Wesen des Kirchentags. Überdies sind sich die evangelischen Christen in ihren politischen Positionen ebenso wenig einig wie die katholischen. In den Referaten und Diskussionen konnte man ungefähr alle politischen Auffassungen hören, die heute in der Bundesrepublik vertreten werden, mit Ausnahme der mehr rechts stehenden Gruppen und im ganzen mit einer merklichen Verschiebung nach links. Der Kirchentag hatte hier die Chance, Informationen zu vermitteln, die verschiede-

¹ Die Dokumente des Kölner Kirchentags sind gesammelt in: Deutscher Evangelischer Kirchentag Köln 1965. Dokumente. Stuttgart, Berlin: Kreuz-Verl. 1965. 957 S. Lw. 28,80.

nen Gruppen miteinander ins Gespräch zu bringen und so die Voraussetzungen für eine kritische Urteilsbildung zu schaffen. Wieweit ihm dies gelungen ist, läßt sich schwer beurteilen.

Im Mittelpunkt stand die Arbeitsgruppe „Bibel und Gemeinde“. Unter dem Generalthema „Die Gegenwart Christi“ sprachen E. Käsemann über „Die Gegenwart des Gekreuzigten“, Hans-Georg Geyer (Wuppertal) über „Die Auferstehung Christi“ und Eduard Schweizer (Zürich) über „Die Kirche“. W. Marxsen nahm zweimal an den Podiumsgesprächen der Nachmittage teil. Diese Arbeitsgruppe hatte immer die meisten Besucher. Bei Käsemanns Referat war die Halle mit mehr als 7000 Teilnehmern überfüllt. Der Boykottaufruf der Bekenntnisbewegung hatte offensichtlich das Gegenteil erreicht. Ohne diesen Protest wäre die Beteiligung sicher geringer gewesen: Hannover hatte mit 17 000 Dauerteilnehmern 4000 mehr als der Kirchentag in Köln.

Die Theologen der Bekenntnisbewegung waren nicht gekommen. So wurden ihre außerordentlich ernst zu nehmenden Anliegen nicht qualifiziert genug vertreten, und nicht alle Fragen wurden so scharf und herausfordernd formuliert, wie man es sich um der Klarheit der Diskussion willen gewünscht hätte. Manches blieb verschwommen. Sicherlich gab es größere Spannungen und Gegensätze, als das Erscheinungsbild nach außen vermuten läßt, zumal auch von seiten der kritischen Theologie die Vertreter extremer Positionen fehlten. Begreiflicherweise legten die Anwesenden wohl nicht immer ihre Karten auf den Tisch. Deswegen kann man aus den Referaten und Diskussionen kein vollständiges Bild der kirchlich-theologischen Lage des deutschen Protestantismus gewinnen.

Nach außen hin schienen in Hannover die Gemeinsamkeiten größer und umfassender als die Unterschiede. Der Ernst des Bekenntnisses zu Christus, seinem Kreuz und seiner Auferstehung, das Bemühen um das rechte Verständnis der Hl. Schrift, die Intensität, mit der so viele Tausende drei Tage lang nach dem Anspruch des Glaubens und der Nach-

folge Christi fragten, das alles zeigte, daß man sich in einer tieferen Einheit des Glaubens verbunden wußte. Manche Sätze in den Referaten Käsemanns oder Geyers mochten, für sich genommen, problematisch erscheinen. Im ganzen fanden aber die Redner die Zustimmung ihrer Zuhörer. Es wird deswegen nicht mehr so leicht sein, sie in diesen Fragen als „Irrlehrer“ abzulehnen, will man nicht auch die große Gemeinde von Hannover in das Verdikt einbeziehen.

Überzeugend war die Bereitschaft, andere Meinungen gelten zu lassen und sich „im Vertrauen auf die Friedensmacht Jesu brüderlich zu begegnen“ (P. Krusche). Man mühte sich um das „weiträumige Denken“, das H. W. Wolff in der Eröffnungspredigt gefordert hatte. Sosehr man sich bewußt blieb, daß es auch Grenzen des Christlichen gibt, so wußte man doch, daß man nicht vorschnell Grenzen aufrichten und Verurteilungen aussprechen darf. Wie unerläßlich eine solche „Toleranz“ ist, zeigte E. Schweizer in seinem glänzenden Referat am Beispiel der Gegensätze zwischen der judenchristlichen Urgemeinde in Jerusalem und den Heidenchristen um Paulus. Die Kirche brauche beide Gruppen, in beiden spreche der Heilige Geist. „Fortschrittliche“ und „Konservative“ seien aufeinander angewiesen, sonst löse sich die Kirche in Welt auf oder sie vergesse die Welt.

Das Motiv der „Polyphonie“ des Geistes und seiner Gaben tauchte wiederholt auf. „Der Heilige Geist ist nicht der Geist einer öden, schematisierenden Gleichmacherei“, sagte Landesbischof Heintze in der Arbeitsgruppe „Kirchenreform“. „Aber er ist dabei immer auf Frieden und Einigkeit und auf das Zusammenwirken der verschiedenen Gaben und Kräfte aus.“ Gegensätze zu vertuschen helfe nichts. Wesentlicher aber sei der „Grundauftrag, auf alle Weise und überall die Einigkeit im Geist zu suchen“.

Die befürchtete Spaltung blieb also aus. Daß krisenhafte Erscheinungen vorhanden sind und auch in Hannover nicht fehlten, wurde von niemand geleugnet. Wie sie überwunden werden könnten, blieb unklar. Lehramtliche Stellungnahmen mit Verbindlich-

keitscharakter wurden von allen Teilnehmern der Podiumsdiskussion, auch von Landesbischof Lilje und Präses Beckmann, entschieden abgelehnt.

Dennoch deutet sich in einem Kirchentag, der sich als Forum der Diskussion versteht, eine Möglichkeit zur Klärung von Lehrfragen an, die weitere Perspektiven eröffnet. Darin wird auch eine Entwicklung sichtbar, die schon längere Zeit und in vielen Kirchen in Gang ist: die langsame Überwindung des reinen Schriftprinzips und der seit der Reformationszeit vorherrschenden Konzentration auf die „reine Lehre“ als dem wesentlichen, wenn nicht alleinigen Kennzeichen der Einheit der Kirche. Ein gut Teil der Auseinandersetzungen im evangelischen Raum um Fragen der Lehre hat darin seinen Grund, daß man die Bibel als die allein maßgebliche Instanz ansieht und doch vor einer Fülle verschiedenster Theologien steht, die sich alle auf die Schrift berufen. Will man über Rechtmäßigkeit dieser Auslegungen urteilen, bedarf es eines umfassenderen Kriteriums als der Schrift allein. Die alte Kirche sah dieses Kriterium in der „*communio ecclesiae*“, das heißt: eine Lehre erweist sich dann als „wahr“, wenn sie sich in die Gemeinschaft der Kirche einfügt, von ihr angenommen und getragen wird. Die Bibel ist eben nicht „*sui ipsius interpres*“. Besäße sie als solche die „notwendige Klarheit . . .“, so daß jeder gläubige Leser das Heilsnotwendige erkennen kann“, wie Künneth in der Begründung seiner Absage an den Kirchentag formulierte, dann wären „Irrlehren“ nur aus Unkenntnis oder bösem Willen möglich. Für die alte Kirche bedeutete aber „Häresie“ nicht primär „falsche Lehre“, sondern den fehlenden Willen zur Einordnung in den Glauben (und die Lehre) der gesamten Kirche. Solange die Gemeinschaft im Gottesdienst und in der „*communio ecclesiae*“ besteht, darf daher von einer „Irrlehre“ im Sinn von „Häresie“ nicht gesprochen werden. Das setzt aber auch voraus, daß sich die einzelnen mit ihren Glaubensauffassungen und Theologien der Diskussion stellen und daß die Kirche – gleich, in welcher Form und vor welchem Forum – zu einem offenen, wohlwollenden und gedul-

digen Gespräch bereit ist. Bischof Scharf hat das im Hinblick auf den Kirchentag so formuliert: „Auch der, der sich auf klare Erkenntnisse berufen kann, ist sich schuldig, sein Urteil den Fragen der anderen auszusetzen, und ist es den anderen schuldig, ihnen die eigene Einsicht vorzuweisen und anzutragen.“

Auf dem Kirchentag in Hannover wurde etwas von diesem Kirchenbewußtsein sichtbar. Das gibt ihm Bedeutung weit über das Ereignis der Tage hinaus. Daß auch das Zweite Vatikanische Konzil vor der Frage nach der Einheit der Kirche in der Verschiedenheit der Theologien stand und dabei ähnliche Erfahrungen machte, bestätigt die Parallelität der Probleme und der inneren Entwicklung der Kirchen.

Das ökumenische Bewußtsein kam in Hannover erstaunlicherweise kaum zum Ausdruck. Zwar überbrachte der Generalsekretär des Caritasverbands, Dr. Georg Hüssler, in der Hauptversammlung am Schlußtag die Grüße der Katholiken, und bei einem „Ökumenischen Abend“ sprachen Charles Moeller, Untersekretär der römischen Glaubenskongregation, über die Themen der Genfer Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft und Martin Niemöller über die Enzyklika „*Populorum progressio*“. Mußte sich aber die Zusammenarbeit der beiden Kirchen auf den „sozialen Weltfrieden“ – das Thema dieses Abends – beschränken? Bei den Referaten und Diskussionen des Kirchentags tauchte kaum ein Problem auf, das sich nicht in ähnlicher Weise auch den Katholiken stellte. Meist wurde so gesprochen, als ob es sich primär um innerevangelische Fragen handelte. Das liegt kaum an einer mangelnden Bereitschaft zum ökumenischen Gespräch, sondern wohl eher an der Struktur konfessioneller Kirchentage überhaupt. Ist der Partner des Gesprächs abwesend, kann allenfalls ein abstraktes Problembewußtsein entstehen. Nach dem Bamberger Katholikentag des vergangenen Jahres tauchte die Idee eines evangelisch-katholischen Kirchentags auf. Die Erfahrungen von Hannover weisen in dieselbe Richtung. Der Vor-schlag verdiente jetzt ernsthaft Erwägung.

Wolfgang Seibel SJ